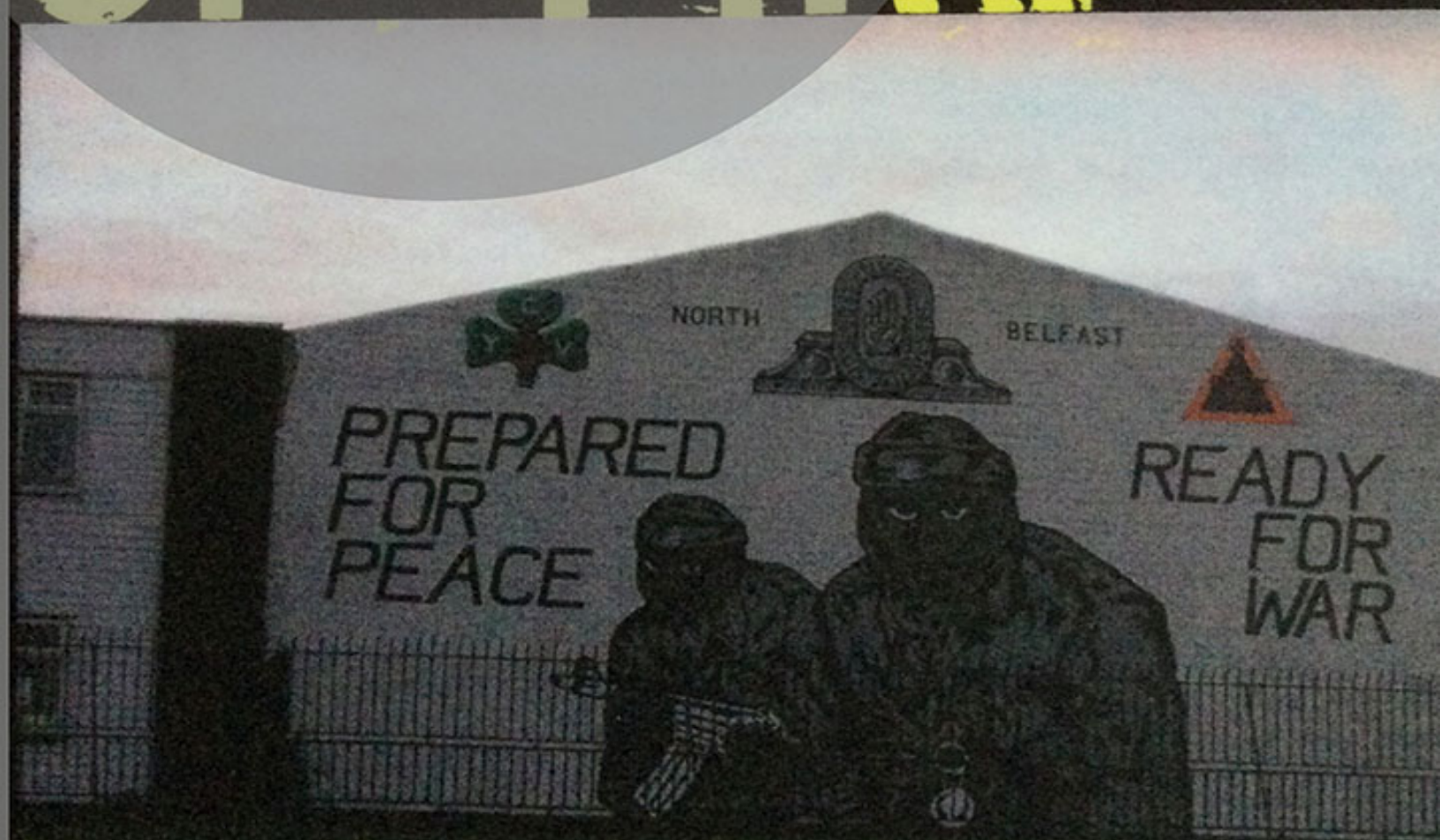


Susanne Erhard

The Price of Fire

THE PRICE
OF FIRE



The Price of Fire

© by Capercaillie 1995

I would know your face
In this wild enchanted place
Come to me and be still
And we'll dream of the wild horses
Running free with the wild horses

From my dream I awake
Just one wish I have to make
If I hold you again
In these arms when the war is over
Will you stay when the war is over

Well now I know it's the price of fire
To love you like I do in these chains
With the pleasure and the pain
It's nothing more than the price of fire
to feel so good and so afraid
I touch the flame and I can't look away

I can hear your voice
Now I'm sure I've made my choice
Take this heart where you will
And we'll be gone with the wild horses
Just you and me and the wild horses

Die Handlung und die Personen des vorliegenden Romans sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen ist rein zufällig. Die Verwendung von Namen bestehender Institutionen, Einrichtungen oder Unternehmen ist schöpferisches Stilmittel. Der Autor hat zahlreiche Quellen für die Recherche genutzt und beabsichtigt keine persönlichen Ansprüche verletzen zu wollen.

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

London, West End, Aldwych, 22.38 Uhr am 18. Februar 1996

1

Was wirklich geschehen ist, dass weiß ich nicht mehr. Ich werde mich sicher auch niemals genau daran erinnern können, und die Bilder, die ich von jenem Abend noch in meinem Kopf habe sind bizarre Szenefetzen einer dunklen, mit Entsetzen erfüllten Welt.

Sie sagen, es sei eine Bombe der IRA gewesen, die versehentlich im Bus hochgegangen war. Ich hielt den Ausdruck *versehentlich* in diesem Zusammenhang für verdammt unangebracht. *Schon seltsam*, dachte ich müde, da lag ich nur wenige Stunden nach diesem *versehentlichen* Attentat im *St. Thomas` s Hospital* irgendwo in London, konnte nichts sehen mit dem Verband vor meinen Augen, nur die Geräusche der nächtlichen Betriebsamkeit des Krankenhauses hören, und mir taten alle Knochen weh, vor allem mein linker Arm, den sie mir eingegipst hatten.

Dabei ich war doch nur mit dem Bus unterwegs gewesen. Wieder und wieder zermartete ich mir mein schockverstörtes Hirn, damit es sich erinnerte, was in jenen Sekunden, bevor es in mir dunkel wurde, eigentlich passiert war?

Ich saß oben im Doppeldecker, der zwischen Catford und Holborn pendelte, wollte heim nach South-Kensington in meine Wohnung. Es war gegen halb elf Uhr abends und die Straßenlaternen leuchteten kalt.

Ich erinnerte mich, wie der Bus über die Waterloo Bridge rollte und vor mir die wundervolle, nächtliche Silhouette von London lag, dann den hübschen Lancaster Place passierte, am Bau irgendeines prächtigen Ministeriums vorbei nach Aldwych einbog

Die Straßen verschwammen ein wenig in diesem spätwinterlichen Nebel, der zwar nicht mehr den eisigen Biss besaß, aber auch noch nicht jene weiche Feuchtigkeit des nahenden Frühlings. Eine Stimmung, die mich immer ein wenig melancholisch machte und es war so still im Bus. Die wenigen Leute, die mitfuhren, starrten wie ich eher blicklos aus den Fenstern. Ein Mann mit einer großen Sporttasche tief in die Polster gesunken, vielleicht schlafend, auf der anderen Seite meiner Sitzreihe ganz vorn bei der Panoramascheibe.

Der Bus bog dann in die Straße beim *The Strand* ein, hielt ruckelnd an einer Haltestelle, die Türen gingen zischend auf. Ein paar Leute stiegen ein und aus, der Bus fuhr genauso ruckend wieder an. Soweit war mir jeder Moment gegenwärtig. Sekunden später jedoch gab es einen harten, ohrenbetäubenden Knall, die Welt schien zu bersten. Meine letzte Erinnerung ist gleißende Helligkeit.

Danach ist alles ausgelöscht. Das erste, was mich irgendwann wieder erreichte, war ein unverständliches Durcheinander von Stimmen, vermischt mit Geschrei, Sirenengeheul, das mich grenzenlos verwirrte. Dann schlug panische Angst über mir zusammen, denn ich konnte nichts sehen, obwohl ich mir sicher war, dass ich die Augen weit aufgerissen hatte. Schlagartig tauchte ich vollends aus meiner Bewusstlosigkeit auf. Ich hörte jemanden kreischen und dieser jemand war ich selber. Aufgelöst versuchte ich mit beiden Händen nach meinem Gesicht zu fassen, aber ein brennender Schmerz schoss mir durch den linken Arm. Ich rang nach Atem, meine rechte Hand war nass, als sie mein Gesicht berührte. Meine Empfindungen setzten endgültig wieder ein. Ich bestand aus Panik und Schmerzen, Blut rann mir warm über das Gesicht, verströmte diesen Ekel erregenden, metallischen Geruch, schmierige Wärme, klebrig.

Mit aller Kraft versuchte ich mich aufzusetzen, doch jemand legte mir seine Hand auf die Stirn und hielt mich sanft zurück. Das Blut wurde vorsichtig weggewischt. Eine männliche Stimme sprach laut auf mich ein. Ich verstand kein Wort. Nichts. Mir war nicht einmal klar in welcher Sprache da auf mich eingeredet wurde, ich war unreflektierte Hysterie.

Erst nach und nach fiel mir ein, dass ich mich noch immer in London befinden musste und die Sprache zwangsläufig englisch war.

Aber ich erkannte einfach nicht, wer mit mir sprach, so sehr ich mich auch anstrengte. Mein Körper war erfüllt von Schmerz und Dunkelheit um mich herum, dazwischen gebrüllte Befehle, lautes Weinen und noch mehr Sirenengeheul. Menschen rannten herum, ich hörte ihre überhastigen Schritte von allen Seiten. Ich hatte fürchterliche Angst. Was war mit mir geschehen? Was war passiert?

„Sagen Sie mir Ihren Namen!“, brüllte mich wieder diese überschnappende Männerstimme an. Endlich verstand ich. Mein Name? Wer war ich? Bruchteile von Sekunden wusste ich selbst das nicht. Krampfhaft atmete ich ein und aus. Die Hand auf meiner Stirn streichelte mich beruhigend.

„Wissen Sie Ihren Namen nicht?“ Diesmal war es eine Frau, die mich fragte. Ich richtete meine vor Schmerz brennenden Augen auf die Stelle vor mir, woher die Worte kamen. Meine Panik war kaum noch zu ertragen, geschweige denn irgendwie unter Kontrolle.

„Caroline Peters.“, röchelte ich, spürte dabei, wie mein Körper anfang zu beben. Mir wurde furchtbar kalt und übel und doch spürte ich den eisigen Schweiß an meinem Hals.

„Mrs. Peters“, kam es sanft, „ich heiße Eileen Murphy, können Sie mich sehen?“

Krampfhaft stierte ich zu ihr hoch, alles war schwarz. Gleichzeitig stach mir jemand eine Nadel in den Arm.

„Nein, nein!“ Ich versuchte meinen zu Arm befreien, doch ich wurde eisern festgehalten, wie wahnsinnig schrie ich los. „Warum kann ich nichts sehen? Was ist denn passiert?“

„Regen Sie sich nicht auf, Mrs. Peters.“ Die Hand auf meiner Stirn war der einzige warme Punkt in diesem undurchdringlichen Schwarz.

„Alles wird gut. Sie sind nicht schwer verletzt. Wir bringen Sie gleich ins St. Thomas` s Hospital, wir kümmern uns um Sie. Die Spritze wird Sie beruhigen und Ihnen die Schmerzen nehmen.“

Ich wollte mich aber gar nicht beruhigen! Ich wollte wissen, warum ich nichts sehen konnte, was mit mir geschehen war? Doch innerhalb weniger Augenblicke versank ich in einen wohlthuenden Dämmerzustand, ohne Schmerzen und ohne Angst.

Man legte mich auf eine Trage und schob mich, so wie es klang, in einen Krankenwagen, und das einzige, was ich vermisste war die warme Hand auf meiner Stirn.

Es dauerte meinen verstörten Nerven nach sehr lange, bis man mich in ein stilles Zimmer brachte. Sie hatten mir meinen linken Arm eingegipst. Er war gebrochen, als ich durch die Wucht der Explosion aus dem Bus auf die Straße geschleudert worden war und in meinem anderen steckte eine Nadel. Ich spürte ganz genau, wie eine kühle Flüssigkeit in meine Vene tropfte. Wahrscheinlich stellten sie mich damit ruhig, denn ansonsten wäre ich sicher völlig durchgedreht! Ich konnte nichts mehr sehen! Eine Bombe der IRA war im Bus explodiert und hatte mich erblinden lassen! Ein Mann vom Scotland Yard hatte mich kurz befragt. Vielleicht war es der Mann mit der Sporttasche gewesen. In meinem Kopf rasten die Fragen, kollidierten mit den Bildern eines Winterabends, die wiederum von grellen Blitzen einer Explosion verdrängt wurden. Schmerz hämmerte dazu im Takt des Pulses in meinen Augen. Irgendwann schlief ich vor Erschöpfung ein.

Die nächsten Tage ließen mich annähernd erahnen, was es bedeuten könnte in Einzelhaft zu vegetieren. Ich driftete davon in mein ganz persönliches Niemandsland. Meine Blindheit isolierte mich von meiner gewohnten Welt voll Farben, zwang mich in rabenschwarze, verängstigte Nacht.

Dabei gaben sich meine verbliebenen vier Sinne allergrößte Mühe, die Aufgabe meiner Augen zu übernehmen. Man lernte erstaunlich schnell die Schritte der Schwestern zu unterscheiden, den resoluten Tritt des behandelnden Arztes und die jeweilige Ausstrahlung dieser Menschen wahrzunehmen. Ich konnte sie riechen, fühlen, ihre Berührungen erkennen. Die subtilen Facetten ihres ganz persönlichen Wesens, die man nicht mit den Augen bemerkte. Ähnlich war es mit den verschiedenen Tageszeiten. Jede hatte ihre eigenen Geräusche und Gerüche. Am schlimmsten war die laute Stille des nächtlichen Krankenhauses. Sie drohte mich zu verschlingen.

Trotzdem hatte ich keine Ahnung, was um mich herum wirklich passierte. Regelmäßig kamen die Schwestern zu mir herein, um mir zu sagen welche Uhrzeit wir hatten, wie das Wetter war, unverbindlicher Smalltalk. Ein lebenswerter, aber nutzloser Versuch um mich halbwegs in einer realen Welt zu halten. Es half auf Dauer nicht viel, genau genommen gar nichts. Ich stürzte immer tiefer in mich hinein, je weniger mich vor allem meine Schmerzen wachhielten, desto weniger nahm ich auch aktiv an meiner Umwelt teil. Ich lag da wie eine lebende Mumie, begraben im eigenen Körper. Lang ausgestreckt, die Hände neben mir, den blinden Blick zur Decke und es war völlig egal, ob ich mich bewegte, die Augen unter dem Verband schloss oder geöffnet hielt.

Es fiel mir so unendlich schwer meine wirren Gedanken geordnet in Worte zu fassen, ohne die Möglichkeit zu lesen, zu schreiben. Sie rasten nur in explodierenden Splittern

durch die Finsternis in meinem Kopf und ich selber schwebte orientierungslos irgendwo zwischen den Welten.

Diese Düsternis in mir und um mich herum hatte nichts mit der normalen Dunkelheit des Lebens gemein. Sie war einfach nur schwarz, ohne hellere Nuancen, schier undurchdringlich. Eigentlich hätte ich an ihr ersticken müssen.

Dabei war es fast sicher, dass ich nach wenigen Wochen mein Sehvermögen wiedererlangen würde, schlimmstenfalls brauchte ich eine Brille. Die Kratzer, Verletzungen der Glassplitter in meinem Gesicht und all die Prellungen würden gut verheilen, der Arm zusammenwachsen. Es gab also keinen Grund mich so zu vergraben. Es passierte einfach so. Ich kam dagegen nicht an. Ich versuchte es nicht einmal.

Allerdings überfiel mich mit unguter Regelmäßigkeit eine erregte Nachdenklichkeit, mein Körper fing an unkontrolliert zu zucken und ich versuchte mich wieder und wieder daran zu erinnern, dass die Stichflamme der Explosion mich geblendet hatte und ich gleichzeitig wie ein Spielzeug aus dem berstenden Bus herausgeschleudert worden war. Aber die Szenerie in meinem Kopf bildete sich nicht aus meinen eigenen Erinnerungen, sondern nur aus den Erzählungen der Schwestern. Mein Film endete mit dem Blick auf den Kleinwagen, der vor dem Bus einscherte.

Ihre Seele schützt sich damit hatte mir der Psychologe erklärt, der mich regelmäßig belästigte. Ich sollte dieses Trauma aufarbeiten. Aber ich hatte kein Trauma, war nur zurzeit blind, weil eine Bombe versehentlich explodiert war. Ich konnte einfach nicht verstehen, warum die IRA so etwas tat? Was bezweckten sie so weit weg von Nordirland mit ihren Attentaten? Wie kam man auf die wahnwitzige Idee eine Bombe in einem öffentlichen Bus zu transportieren?

Der Mann mit der Sporttasche war tot. Sein Name war Edward O'Brien gewesen, ein bekanntes Mitglied der IRA. Der Psychologe erzählte mir, dass die Bombe in der Tasche

gewesen war, zwei Kilo Semtex. Acht Menschen, darunter ich selber, waren verletzt worden, einer davon schwer. Und man ging davon aus, dass Edward O'Brien auch für das Attentat an der Canary Wharf ein paar Tage zuvor verantwortlich war. In seiner Wohnung lagerte er mehr als dreißig Kilo Sprengstoff. Immerhin der würde nicht mehr explodieren.

Für den Nordirland Konflikt hatte ich mich nie wirklich interessiert, solche Aktionen landeten bei mir unter der Rubrik Terrorismus. Gewalt erzeugte vieles, das meiste davon war scheußlich. Ein tragischer Trugschluss, wenn man glaubte, dass ein Krieg den Frieden bringen könnte. Keiner der acht Verletzten trug Schuld an der Situation in Nordirland, ich war nicht einmal Britin.

Die tiefste Isolation umklammerte mich mehr als eine Woche nach jenem Abend. Ich lag schweigend, beinahe bewegungslos in ewig schwarzer Nacht. Durch sie hindurch hörte ich wie sich die Zimmertür leise öffnete. Der Geruch von gebohnertem Linoleum wehte herein, entfernt klapperten die Geschirrwagen, also war es vermutlich fast Nachmittag. Doch keine der Schwestern rief mich an, wie sie es sonst immer taten, damit ich wusste wer kam und weshalb. Schlagartig tauchte ich auf, spürte, wie mein Puls in Erinnerung von Gefahr hochschoss.

„Wer ist da?“, krächzte ich halblaut, sprechen fiel mir seltsam schwer. Stimmen flüsterten, schwere Schritte die sich bemühten kein Geräusch zu machen. Eindeutig Männer, zwei oder vielleicht sogar drei und ich bekam keine Antwort. Angst wallte wie ein Atompilz durch mich hindurch.

„Bitte“, stammelte ich atemlos und räusperte mich, meine Stimme war wie verkleistert, „wer ist denn da? Ich kann doch nichts sehen?“

Es wurde sekundenlang absolut still im Zimmer, nur mein eigenes Herz klopfte laut, dann kam kaum hörbar jemand näher, setzte sich vorsichtig auf die Kante meines Bettes. Die Matratze senkte sich unter seinem Gewicht. Ganz sicher

war es ein Mann, ich konnte ihn riechen. Schweiß, regenfeuchte Wolle, eine Spur Zigarettenqualm.

Instinktiv richtete ich mich ein wenig auf, bereit zur Abwehr wogegen auch immer, doch es geschah erst einmal nichts. Es war wieder vollkommen still. Angestrengt konzentrierte ich mich auf den Menschen, der vor mir sitzen musste, bis ich endlich unter dem angstvollen Brausen in meinen Ohren seinen leisen Atem hörte. Nein, ich war sicher noch nicht gänzlich verrückt und ich bildete mir die Anwesenheit dieser Männer nicht ein. Sie waren wirklich da und einer saß direkt vor mir. Ich spürte ihn, er war warm.

„Hast du noch große Schmerzen?“ Erschreckt zuckte ich vor der Stimme zurück, rumste dabei gegen das Kopfteil meines Bettes. Es quietschte so schrill wie ich. „Du brauchst keine Angst zu haben“, flüsterte er begütigend, „wir tun dir nichts.“

Ich atmete tief durch. „Nein, nein, alles okay, es geht mir gut.“

„Dan!“, brummte es drängend aus der Richtung, wo die Tür sein musste. „Komm schon.“

„Gleich, warte kurz.“, antwortete der Mann vor mir. Seine Stimme klang noch recht jung, vielleicht kaum älter als ich, doch, weil er so leise sprach hätte ich nicht sagen können, ob es eine hohe oder eine dunkle Stimme war. Eine Jacke raschelte und eine Bewegung erschütterte das Bett erneut, nervös hielt ich den Atem an, mein Kopf folgte unwillkürlich der Richtung in der ich ihn vermutete.

„Wirst du wieder sehen können?“ In der Stimme klang echtes Mitgefühl. Ich zögerte, wer waren diese Männer, Ärzte konnten sie unmöglich sein?

„Komm endlich, Dan!“, drängelte der zweite wieder, dieses Mal eindringlicher. Er sprach mit einem sympathischen Akzent, den ich nicht zuordnen konnte. Trotzdem rührte sich der angesprochene nicht von meinem Bett weg, schien tatsächlich auf eine Antwort von mir zu warten. Es war mir absolut schleierhaft, was hier passierte!

„Bitte sag`s mir ehrlich“, bohrte er erneut, „wirst du irgendwann wieder sehen können?“

„Ja“, erklärte ich zaudernd, „es wird wahrscheinlich nur ein paar Wochen dauern.“

„Jetzt mach endlich voran, Dan!“, tobte der andere mit unterdrückter Stimme los, gestresst und irgendwie angstvoll. „Wir haben keine Zeit mehr!“

Verunsichert wendete ich mich von einer Stimme zur anderen. Wozu hatten sie keine Zeit mehr? Was wollten sie denn von mir? Fingerspitzen streichelten mir zart über die Wange, ich erstarrte. Wärme flutete mich, unwillkürlich schmiegte ich mich näher an seine Hand und er legte sie für den Bruchteil eines Atemzuges auf meine Wange. Ein wirres Gefühl von Geborgenheit ging von ihr aus. Er gab ohne jede Forderung. Hatte mich jemals ein Mensch so liebevoll berührt?

„Dann ist es gut“, flüsterte Dan sanft und ganz nah an meinem Ohr, sein Haar kitzelte mich, „ich werde für dich beten!“

Abrupt stand er von meinem Bett auf, es rüttelte mich sacht durch und ich hörte, wie sich seine Schritte zur Tür entfernten. Sie klackte leise ins Schloss. Er ließ mich allein mit seinen Worten und dem nachtschwarzen Durcheinander in meinem Kopf.

Noch nie hatte mir jemand gesagt, dass er für mich beten wollte. Unter normalen Umständen hätte ich diese Worte auch für grässlich albern gehalten, doch dies waren seit der *versehentlichen* Explosion alles andere als normale Umstände. Tief in mir drin, war ich diesem Mann sehr, sehr dankbar. Noch immer pulste die Wärme seiner Hand auf meiner Wange.

Minutenlang lauschte ich auf die Geräusche draußen auf dem Flur, doch ich hörte nichts Auffälliges und langsam beruhigte ich mich wieder, rutschte zurück in das Loch, aus dem mich eine Stimme und eine Hand so plötzlich herausgezerrt hatten.

Sehr viel später schreckten mich erneut Schritte von vielen Menschen auf, die den Gang draußen in alle Richtungen entlang zu rennen schienen, dazu Stimmen die aufgeregte durcheinander riefen. Ich registrierte es wie Geräusche aus einer anderen Welt, die zu meiner eigenen nicht gehörten. Ich blieb unbehelligt und unbeteiligt. Allerdings nicht sehr lang, die Tür zu meinem Zimmer wurde heftig aufgerissen.

„Mrs. Peters!“, rief mich eine der Schwestern an. „Ist bei Ihnen alles in Ordnung?“

Ich kämpfte mit meiner Vereinsamung, die mir alle Lust zu reden genommen hatte. Ich war kaum fähig mich auf eine Antwort zu konzentrieren. Mühsam ruderte ich mit den Händen, um mich aufzurichten, als könnte das meine Denkfähigkeit in Gang bringen.

„Mrs. Peters!“ Die Schwester schüttelte wild meine Schultern. „Ich bin es: Schwester Helen! Geht es Ihnen gut?“

„Ja, ... ja, sicher.“ Mein Ton war weder freundlich noch besonders nah. Erneut schepperte die Tür auf.

„Ist sie okay, Schwester Helen?“

Es war einer der Ärzte, die mich betreuten, auch wenn ich seine überdrehte Stimme, die sonst immer so leise und beruhigend klang, kaum erkannte.

„Ja, ich glaube schon“, antwortete die Krankenschwester und ich meinte einen Seufzer in ihren Worten zu hören, „es scheint niemand hier gewesen zu sein.“

Schlagartig tauchte ich ein wenig weiter aus meiner Agonie auf, lauschte angespannt auf die Erwiderung des Arztes. Er sprach leise, fast flüsternd, so dass ich ihn kaum verstand, aber es klang erleichtert.

„Dann wollten sie also wirklich nur den einen rausholen.“

Und die Tür schloss sich wesentlich behutsamer, als sie sich vorher geöffnet hatte. In meinem seit schierem Ewigkeiten lahm gelegten Hirn jagten mit einem Mal wilde Gedankenketten. Wer war hier herausgeholt worden? Was

war das überhaupt für eine Ausdrucksweise? Wurden wir hier festgehalten? Nein, natürlich nicht. Was ein Unfug.

Aufgeregt rieb ich über den Verband auf meinen Augen, es brannte und bei dem Schmerz wurde mir klar, dass dies mit meinen beiden Besuchern zu tun haben musste. An der Bewegung des Bettes merkte ich, dass Schwester Hellen sich neben mich setzte. Sanft legte sie ihre Hand auf meine, was die Erinnerung an einen anderen Menschen auf dieser Bettkante relativierte. Doch auch ihre Hand war warm und beruhigend.

„War in letzter Zeit jemand in Ihrem Zimmer, Mrs. Peters?“, fragte sie eindringlich, was ihre Hand und ihre betont gelassene Stimme Lügen strafte. „Jemand, der vielleicht nicht zum Personal des Krankenhauses gehört?“

Ich zögerte. Mir hatte niemand etwas Böses getan, im Gegenteil. Fast spürte ich noch die zarte Berührung auf meiner Wange. Warum sollte ich etwas darüber erzählen?

„Nein“, erklärte ich so bestimmt wie möglich, „hier war niemand. Warum fragen Sie?“

Jetzt war es an ihr zu zögern. „Ach“, sie versuchte beiläufig zu klingen, „wir hatten einen verletzten Mann hier liegen, der möglicherweise zur Gruppe der Attentäter gehörte. Keine Sorge, ein Polizist stand Tag und Nacht vor seinem Zimmer Wache.“

Wider Willen war ich tatsächlich zusammengefahren, wirre Erinnerungsfetzen von Feuer, Blut und gellenden Schreien zuckten durch mein Hirn. Attentäter lagen Zimmer an Zimmer mit uns Opfern? Ich war versucht das umgehend als pervers zu bewerten und verdammt beängstigend.

„Vor etwa zwei Stunden ist er von vermutlich zwei Männern aus seinem Zimmer entführt worden. Den Polizisten haben sie überwältigt und im Badezimmer eingesperrt, wo wir ihn vorhin erst gefunden haben.“

Warum erzählte sie mir das so ausführlich? Eiskalt lief es mir den Rücken hinunter, ich spürte genau, wie sich in meinem Nacken alles zusammenzog. Wieder hatte die IRA in

mein Leben eingegriffen! Und wieder hatte ich keine Chance gehabt mich dagegen zu wehren! Nein, ich Schwachkopf hatte diese Männer sogar noch gedeckt. Jetzt konnte ich schlecht einen nachträglichen Bericht zum Besten geben.

„Nicht aufregen, Mrs. Peters“, Schwester Hellen strich mir beruhigend über die Wange, eine plötzlich erschreckende Parallele zu dieser anderen Hand, „die wollten doch nur ihren Komplizen. Für Sie bestand keine Gefahr, zu keiner Zeit, ganz bestimmt nicht.“

Ich wollte darüber nicht mit ihr streiten, zur IRA hatte ich mittlerweile meine ganz spezielle Meinung. Dabei war die Erinnerung an Dans Berührung verwirrend intensiver, als die nachträgliche Angst. So zart, scheu. Diese Hand hatte mir eine solche Ruhe und Geborgenheit gegeben und doch hatte die gleiche Hand womöglich oder auch ganz sicher Waffen auf Menschen gerichtet, Bomben gelegt und gezündet, sogar damit getötet? *Ich werde für dich beten.*

Ich atmete tief durch. In meinem Leben war nichts mehr annähernd so, wie es einmal gewesen war. Meine fundamentale Sicherheit war bis ins Mark erschüttert. Jemand hatte mein inneres Haus erstürmt und verwüstet. Und ich war so erschöpft.

„Schon gut“, müde winkte ich ab, „ich war nur im ersten Moment ein wenig erschrocken. Geht schon wieder.“

„Prima“, die Schwester klopfte mir erleichtert auf die Schulter, „ich komme dann nachher noch einmal vorbei.“

Sie ließ mich allein mit dem Chaos in meinem Kopf. Fassungslos registrierte ich, dass ich mir beinahe vollkommen sicher war, dass zumindest einer dieser Männer, Dan, nie etwas Böses gewollt hatte und mir niemals wehgetan hätte.

2

Ziemlich genau drei Wochen nach jener schrecklichen Explosion war ich gezwungen wieder ins Leben aufzutauchen. Sie brachten mich in ein Behandlungszimmer und nahmen mir den Verband von den Augen. Ungebremste Helligkeit brannte sich durch meine Lider. Voller Angst kniff ich sie zusammen und auch die wiederholten Aufforderungen des Arztes konnten mich nicht dazu bewegen, sie zu öffnen. Panische Vorstellungen von ewiger Blindheit, dauernden Schmerzen durchzuckten mich. Was sollte werden, wenn ich die Augen öffnete und trotzdem nichts sah? Wie sollte ich das ertragen? Eine derartige Enttäuschung wäre mein Ende. Besser, ich probierte es gar nicht erst aus.

Trotzig senkte ich den Kopf und die Helligkeit wurde sanfter. Geduldig redeten Ärzte und Schwestern, Pfleger, auf mich ein. Ich saß in einem Sumpf von gut gemeinten Aufmunterungen und Ratschlägen, doch wenn mein linker Arm nicht noch im Gips gesteckt hätte, dann hätte ich mir beide Hände vor die Augen gehalten, so nur die rechte.

Nein, niemals wieder wollte ich meine Augen öffnen und feststellen, dass ich für ewig blind sein würde, zerstört von einer versehentlich explodierten Bombe der IRA. Aber irgendwann riss irgendjemandem endgültig der Geduldsfaden und packte meine Hand. Mit einem energischen Ruck rutschte sie von meinem Gesicht. Vor Überraschung riss ich beide Augen weit auf.

Gleißendes Licht biss sich wie an jenem Abend vor drei Wochen hinab in den hintersten Winkel meines Hirns. Es schmerzte entsetzlich, doch ich konnte die Menschen und Gegenstände um mich herum zumindest schemenhaft erkennen. Der Schock verflüchtigte sich mit der

einsetzenden Erleichterung. Ich blinzelte angestrengt, konnte nur in Sequenzen umherschauen, Licht schien in mir zu bersten. Alles war in orange, gelbe und rötliche Töne getaucht, so als hätte ich zu lange in die Sonne geschaut. Wieder Farben sehen und Licht. Ich blickte umher und die Tränen schossen mir unwillkürlich in die Augen. Damit taten sie dann richtig weh. Trotzdem.

Mehr als jemals zuvor in meinem Leben wollte ich in die Sonne schauen. Mein Arzt nahm mich in die Arme, ich weinte noch mehr, schüttelte Hände, wurde gedrückt und gestreichelt. Die Freude dieser Menschen war echt, ich schluchzte, weinte vor Freude, vor Dankbarkeit und erinnerte mich an den Mann, der für mich beten wollte. Sein Gebet war erhört worden. Still bedankte ich mich auch bei ihm.

Noch musste ich meine Augen mit einer Sonnenbrille schützen, doch mit jedem Tag wurde meine Sehkraft besser, die Farben und Konturen um mich herum gewannen an Klarheit, meine Umgebung bekam Gesichter zu den Stimmen, die mir in den letzten Wochen der Dunkelheit vertraut geworden waren. Fast konnte ich nicht mehr verstehen, wie ich so in mich selber hatte abstürzen können.

Immer war ich ein lebendiger, offener und optimistischer Mensch gewesen, alles andere als ein abgeschottetes Etwas, wenn auch kein Gruppentier. Je mehr ich auch darüber nachgrübelte, desto mehr verschwammen diese drei Wochen in meiner Erinnerung. Es war mir schier unmöglich, mir die Empfindungen klar ins Gedächtnis zu rufen, alles fühlte sich an wie ein endloser Sumpf aus Schmerz und Dunkelheit und Angst. Ich war in mir verloren gegangen, so verstörend unvertraut.

Sogar die beiden Eindringlinge, die den mutmaßlichen Mittäter befreit hatten schienen mir im Licht der immer heller werdenden Frühlingstage seltsam unwirklich, ein Teil

eines bösen Traumes. Der befreite Mann und seine Helfer waren entkommen, zumindest las ich nirgends über eine entsprechende Festnahme. Ich ging davon aus, dass sie unbarmherzig weiter Bombenattentate verüben würden.

Gedankenverloren starrte ich aus dem Fenster meines Krankenzimmers. Hatte dieser Mann mir tatsächlich mit seinen Fingerspitzen scheu über die Wange gestrichen und mir zugeflüstert, er wolle für mich beten? Unglaublich, besaßen solche Bestien womöglich Regungen wie Mitleid, weil ihre Opfer plötzlich ein Gesicht bekamen, in das sie schauen mussten? Eine Bombe war anonym, ihr war es egal, wen sie zerfetzte. Auch viele Nichtvegetarier gaben zu, dass Fleisch keine Augen haben durfte um essbar zu sein, keinen Namen, kein Gesicht.

Die Sonne schien warm auf mein Gesicht, der Park unter mir war in grüne Schatten getaucht. Farben mit Nuancen, die mir nie zuvor so wunderbar vielfältig erschienen waren. Mit einem Mal verstand ich die Menschen, die nach schweren Operationen, Schicksalsschlägen oder was für traumatischen Ereignissen auch immer, von sich behaupten konnten, sie seien wie neu geboren.

Auch ich dankte dem lieben Gott für mein Augenlicht und meine Gesundheit. Mit den wenigen kleinen Narben im Gesicht, wie Blinzelfältchen um die Augen herum, mit denen konnte ich problemlos leben. Die Prellungen verschwanden langsamer, aber immerhin war ich nicht mehr am ganzen Körper grün und blau. Was war das schon gegen ein Leben in ewiger Dunkelheit oder Verstümmelung? Lachhaft. Ich hatte tatsächlich ein zweites Leben geschenkt bekommen, um alles besser als zuvor zu machen und intensiver zu leben. Jetzt. Hier. Bedingungslos. Kein Aufschieben mehr, kein wenn und kein aber. Das war mein allerhöchstes Streben: leben.

Es war gut, überlegte ich mir, dass die Erinnerungen verblassten, oder sich vielmehr verdunkelten und ich nach vorn schauen durfte und musste.

Als sie mich endlich in die Welt draußen entließen war ich weitestgehend wieder ich selber. Im Krankenhaus verlief das Leben wir unter einer Glocke, ging seinen eigenen Rhythmus. Es gab sogar rare stille Momente, wo ich mich ein wenig wie in einem Kloster gefühlt hatte und genau diese Momente waren es auch gewesen, die mir die Kraft zum Loslassen der Schrecknisse des Attentates gaben.

Ich hätte es kaum länger mehr dort ausgehalten, ich gierte danach mich in Londons Malls zwischen den lärmenden Menschen treiben zu lassen, in den Pub zu gehen, den Krach der Autos auf den Straßen, die Sicherheit meines kleinen Appartements.

Mit dieser ganzen IRA Problematik wollte ich weniger denn je zu tun haben und von Politik nichts hören. Die Medien waren allerdings voll von Berichten über den beendeten Waffenstillstand und das drohende Scheitern des Friedensprozesses.

Nein, niemals wieder wollte ich mich mit Schmerzen befassen, keine entsetzlichen Ängste mehr ausstehen, keine IRA, keine Attentäter und schon gar keine Bomben. Dieses Erlebnis und die Wochen im Krankenhaus waren mehr als ausreichend und genug für ein Leben gewesen, oder falsch, es war sogar entschieden zu viel gewesen.

Auf all diese Erfahrungen hätte ich gut und gern verzichten können und wenn es tatsächlich einen Sinn hinter allem gab, wie dieser Psychologe im Krankenhaus immer so vehement behauptet hatte, dann war ich weit davon entfernt ihn zu erkennen. Ich wollte ihn auch gar nicht wissen, wenn ich ehrlich mit mir selber war. Wozu?

Schlimm genug, dass ich noch immer mit einem eingegipsten Arm herumrennen musste, der mich unfreiwillig an alles erinnerte und als nervtötend empfand ich es, dass meine Augen so schnell ermüdeten und schmerzten. Notgedrungen musste ich damit noch eine Weile leben, es würde besser werden und ging letztendlich vorbei.

Aufseufzend ließ ich mich auf das Schlafsofa in meinem Appartement fallen. Die Wohnung war mir weniger denn je vertraut und sonderlich gemütlich fand ich sie auch nicht. Eine Gästewohnung der Stiftung, die mir für den einjährigen Jobtausch in London zur Verfügung gestellt wurde und ich war ziemlich dankbar dafür, denn ich hätte auch in einem Wohnheim oder einer Pension unterkommen können.

Aber ich hatte noch immer Zeit, mich hier gemütlich und häuslich nieder zu lassen. Ich hatte eine Tür, die ich hinter mir fest verschließen konnte. Ich konnte entscheiden, wann und wie ich sie öffnete und für wen. Nur kurz hatte ich mit dem Gedanken gespielt sofort nach Hamburg zurück zu kehren, aber mit einem Blick auf die Straße hinunter stellte ich wieder fest, dass meine Entscheidung zu bleiben richtig gewesen war. Seit Jahren träumte ich davon in London zu leben und zu arbeiten. Diesen Traum ließ ich mir nicht kaputt machen, jetzt erst recht nicht.

Es war wie mit dem ersten Sturz vom Pferd, sich schütteln, Schreck überwinden und wieder aufsteigen, damit die Angst sich nicht in einem festsetzen kann. Der Trubel überall übte einen beinahe unwiderstehlichen Sog auf mich aus. Ich hatte fast permanent das Bedürfnis unter Menschen zu gehen und seltsamer Weise keine Angst, dass noch einmal etwas passieren könnte.

Im Gegenteil. So etwas geschah nur ein einziges Mal im Leben, wenn überhaupt und so gesehen hatte ich jetzt nur noch die Chance auf einen Sechser im Lotto, denn der fehlte mir in meiner Sammlung persönlicher Katastrophen noch. Falls mein Schicksal nach dem Motto handelte: Pech im Spiel, Glück in der Liebe, durfte ich vielleicht statt Lottogewinn auf die große Liebe hoffen. Auch okay. Jedenfalls wollte ich mit allen Sinnen leben und jeden Tag neu erleben, dankbar für diese zweite Chance.

Also, fragte ich mich mit einer Tasse Kaffee auf dem Sofa, womit läutete das IRA Opfer Nummer 3372 den ersten Tag seines neuen Lebens ein? Tanzen, fuhr es mir durch den

Kopf, abtanzen, rocken, ein paar Cocktails kippen, in einer Masse schwitzender Menschen Spaß haben. Entschlossen griff ich mir mein neues Handy vom Beistelltisch und rief Annalisa an, die mit mir dieses Austauschjahr machen durfte. Eine von drei Menschen, die ich in London kannte. Sie kam aus Berlin und bewohnte ein Zimmer im Wohnheim der Stiftung.

„Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!“, rief sie übermütig, als ich mich meldete. „Du bist echt der Glückskeks des Jahres zusammen mit dem schlimmsten Pechvogel. – Wie geht es dir, Caro? Ich hätte dich echt gern im Krankenhaus ein bisschen belästigt.“

Beschämt schmunzelte ich in meine Tasse, brummte dann einen Dank. Nein, ich hatte niemanden sehen wollen, nicht einmal meine Eltern, die sofort aus Hamburg kommen wollten oder meine beste Freundin Kira. Niemand sollte mich mit diesem Verband um den Kopf sehen und Mitleid mit mir haben. Das hätte ich nicht ertragen. Aber vielleicht hätte der ein oder anderen Besuch meinen Absturz in die Finsternis etwas abgepuffert. Flüchtig dachte ich an den fremden Mann an meinem Bett. Ich seufzte innerlich. Auch so eine Erkenntnis durfte man als Lebenserfahrung werten, es mussten ja nicht immer die umwälzenden Dinge sein.

„Mir geht es super“, erwiderte ich übermäßig frisch, es klang aufgesetzt und ich rollte vor mir selber die Augen, „bin heute raus aus dem Krankenhaus und muss unbedingt unter Menschen, abtanzen, Party machen. Hast du Lust mitzukommen?“

Sie lachte quiekend. „Nö!“ Ich stutzte, fühlte mich antiquiert brüskiert, doch bevor ich etwas erwidern konnte, prustete sie wieder los. „Scherz! Wir haben heute Etagenparty im Wohnheim. Pimp dich ein bisschen auf und komm her, kannst dann bei mir schlafen. Wir zeigen den steifen Brits mal, wie wir Germans feiern.“

„Perfekt!“ Ich schnaufte durch. Das klang zwar nach peinlichem Studentenbesäufnis, aber vielleicht für den

Wiedereinstieg ins Leben die bessere Variante als ein überfüllter Club. „Ich bin dabei, danke.“

Pimpen war ein zweckloses Unterfangen. Der erste kritische Blick in den Spiegel seit mehreren Wochen war schockierend. Ich sah ungeschönt scheiße aus, richtig scheiße. Blass, mager, grob verheilte Kratzer im Gesicht, die deutlichere Narbe an meiner rechten Braue, wo man eine Wunde geklammert hatte und nicht zu übersehen der fette Gipsarm.

Ich schnaufte ergeben, fingerte etwas unschlüssig an meiner schiefen Augenbraue herum. So eine Narbe wäre bei anderen super interessant, an mir selber wollte ich eigentlich keine haben. An alldem ließ sich jetzt nichts ändern, unübersehbar befand ich mich nicht in meiner besten Lebensphase, das galt es auszuhalten, wenn ich unbedingt Party machen wollte.

Mit einer dünnen Schicht Make-up übertünchte ich die Kratzer und zauberte die Illusion von frischem Teint in mein ausgezehrt Gesicht, Augen betonen, Haare wild und meine engsten Jeans mit Trägertop. Fertig. So schlank war ich noch nie gewesen.

Eine gute Stunde später war ich mit dem Bus unterwegs. Wieder war es dunkler Abend, wieder schimmerten die Lichter in den Fenstern, während der Himmel merkwürdig hell von zu viel Beleuchtung die Skyline von London verbrämte. Wunderschön. Und doch. Meine Atmung war etwas flach, meine Hände feucht vor Anspannung.

Nein, noch einmal würde mir der Bus nicht um die Ohren fliegen, trotzdem würde ich vermutlich in absehbarer Zeit nicht ohne flatternden Puls in einem sitzen. Schon gar nicht oben und ganz vorn. Heute saß ich weit hinten und unten. Und niemand in meiner Nähe. Es gab Fotos von mir in den Zeitungen, die ich in den letzten Tagen angeschaut hatte. Eine Gestalt, die platt hingestreckt auf dem Asphalt lag und blutete. Die Bilder erfüllten mich mit distanzierterm Gruseln, ich erkannte mich nicht. Dahinter ein zeretzter

Doppeldeckerbus. Vielleicht sollte ich mir ein Fahrrad anschaffen.

Die Bässe wummerten bis auf die Straße herab, als ich vor dem großen Wohnheim anlangte. Die vorletzte Etage des achtstöckigen Betonklotzes war komplett erleuchtet, die darunter zum Teil. Massen von Fahrrädern vor dem Haus, Roller. Autos aller Schrottklassen parkten wild und vor dem breiten Hauseingang lungerten die Raucher in Gruppen herum. Ich zwängte mich stumpf grinsend zwischen ihnen durch.

Welchen Knopf ich im Aufzug drücken musste, war klar. Der Aufzug roch nach Zigarettenqualm und Schweiß, war mit Spontisprüchen und Kritzeleien beschmiert, dazu verdammt schmuddelig. Meine Nase hatte noch nicht bemerkt, dass sie nicht mehr so intensiv riechen musste, um meine fehlende Sehkraft auszugleichen. Ich rümpfte die Nase. Kalter Qualm war einfach ekelhaft. Und das alte Teil rumpelte wie ein Trabbi auf Kopfsteinpflaster, als es mich im Schneckentempo hochzog.

Oben prallte ich auf eine Wand aus Menschen und noch mehr ungut gemischten Gerüchen. Flüchtig fragte ich mich, ob diese Party doch die falsche Wahl gewesen war. Ich grinste starr vor mich hin, schob mich dabei zwischen die diversen Grüppchen durch den kilometerlangen Flur, an dessen hinteren Ende bei der Feuerleiter eine Bar aufgebaut war. Aus einem Zimmer dröhnte die Musik. Rap und Hip-hop, so gar nicht mein Ding, absolut untanzbar. Ich fluchte leise, dachte an den Club in Soho, wo echter, handgemachter Rock gespielt wurde. Das wäre es gewesen. Womit mal wieder bewiesen war, dass Entscheidungen immer einen gewissen Verzicht samt Akzeptanz mit sich brachten.

An der Bar holte ich mir eine Cola, mein Blutdruck schlingerte etwas. So viel Action war er nicht mehr gewöhnt, und schaute mich suchend nach meiner Kollegin um. Ich entdeckte sie erst, nachdem ich zum zweiten oder dritten Mal den Flur abgelatscht, in jedes Zimmer gespäht hatte.

Sie knutschte mit einem Typen herum, der fraglos diverse Jahre jünger war als sie.

Dezent tippte ich ihr auf die Schulter, sie ruckte herum, fiel mir dann quiekend um den Hals. Okay, es war auch nicht ihr erster Drink, sie war sturzbesoffen.

„Unser bombiger Knaller ist da!“, kreischte sie mit überkippenden Stimme, was uns aus meiner Sicht viel zu viel Aufmerksamkeit einbrachte. Ihre Wortwahl erschütterte mich und ich wurde steif unter ihrer Umarmung, was sie aber nicht bemerkte, sondern jedem im Umkreis ihres Schallradius erzählte, wer ich war. In diesem Moment wusste ich, dass meine Entscheidung nur für eine weitere Lebenserfahrung sorgen würde, aber nicht für den Abend, den ich mir eigentlich vorgestellt hatte. Zu spät.

Ich wurde umringt, musste erzählen, dabei trinken und während ich redete, spürte ich eine merkwürdige Erleichterung, die nicht nur am steigenden Alkoholpegel lag. Das Thema IRA wurde erstaunlich kontrovers diskutiert, auch wenn die einhellige Meinung wenig Verständnis zeigte. Mit mir ein unschuldiges Opfer live zu erleben schien nachhaltig zu berühren.

Irgendwann stand ich mittendrin, hörte zu, dachte nach und revidierte mein erstes Urteil über diesen Abend. Keine Frage, er war anders als geplant, aber er tat mir gut. Ich fühlte mich wohl unter diesen fremden Menschen, die mich einfach dabei sein ließen ohne Ansprüche zu stellen. Das brauchte ich jetzt.

„Bist du auch so ein Bücherwurm?“, brüllte mir jemand ins Ohr, ich verzog das Gesicht und schielte zur Seite. Ein Typ mit kahl geschorenem Kopf, höchstens so alt wie ich, eher aber jünger. Seine eine Augenbraue war mehrfach gepierct, ein Tunnel zierte jedes Ohr und an seinen Händen, die mir eine Flasche Bier hinhielten war kein Quadratzentimeter fleischfarbene Haut zu sehen. Alles war tätowiert. Totenköpfe waren dabei in der klaren Überzahl.

„Nein, natürlich nicht“, ich grinste sarkastisch, „ich bin ein Wirbeltier.“

„Hä?“ Mit großen verwirrten Kulleraugen gaffte er mich an, ich seufzte. Sarkasmus machte nur Spaß, wenn der andere ihn verstand. Davon abgesehen wurde mir mal wieder erschütternd bewusst, dass mein Humor nur bedingt allgemeinverständlich war.

„War ein Witz“, murmelte ich und nahm das Bier, das ich eigentlich nicht mochte. Bier pur war mir meist zu bitter, doch, wenn er schon meine Witze nicht verstand, dann brauchte ich auch nicht nach Cola oder Zitronenlimonade im Bier fragen. „Ich bin Bibliothekarin, also ja, ein Bücherwurm. Cheers.“

Er grinste breit, leider zu spät und nicht an der richtigen Stelle, um meinen Witz zu würdigen. „Ihr Deutschen seid schräg. Cheers. Coole Narbe übrigens.“ Er nickte zu meiner Augenbraue, ich verzog unverbindlich den Mund. Das war Geschmacksache.

Wir klackten unsere Flaschen aneinander, tranken, er mehr, ich garantiert weniger. Ich hätte wegen dem bitteren Zeug den Mund am liebsten gleich noch einmal verzogen, doch dazu kam ich nicht, denn der Typ legte seine Arme um mich und küsste mich. Oder nein, genau genommen steckte er mir einfach nur seine Zunge in den Mund.

Grundsätzlich fand ich knutschen gut. Idealerweise wurde ich nur gern vorher gefragt. Meine spontane Erstarrung ignorierte er ebenso wie mein darauffolgendes Zurückweichen. Er schien es sogar als Zusage zu werten, denn er drückte mich erregt an die Wand und presste sich bestmöglich an mich, während er weiter mit seiner Zunge in mir herumfuhrwerkte.

Gut, ich sog angestrengt Luft durch meine Nase ein. Es gab nur zwei Möglichkeiten: entweder ein klares Nein oder den Spaß in eine Bahn lenken, die auch für mich passte. Ich entschied mich für letzteres und wand mich ein bisschen aus seiner Umklammerung. Vorgeblich um zu trinken.

Stöhnend ließ er von mir ab. „Du bist echt geil.“

Na, fantastisch. Derlei Komplimente waren absolut perfekt, um die Sache sofort, noch vor dem Keimen zu ersticken. Entsprechend erwiderte ich nichts, sondern atmete und trank in kleinen Schlucken. Unter Umständen sollte ich jetzt doch einfach gehen. Das wurde sicher nicht besser. Der Gedanke war noch nicht zu Ende gedacht, da zupfte er völlig unverfroren den dünnen Träger von meiner Schulter und griff mir in den Ausschnitt, gefolgt von seiner Zunge in meinem Mund. Seine andere Hand schob sich passend zwischen meine Beine. An beiden Stellen packte er herzhafte zu.

Zweifelloos, nicht wir Deutschen waren schräg, sondern dieser britische Casanova für Arme. Offensichtlich war britisches Understatement ein dämliches Klischee. Entschlossen verschränkte ich die Beine, kniff meine Oberschenkel zusätzlich fest zusammen, sodass er gerade noch seine Hand heraus bekam und griff nach der anderen an meiner Brust. Das Pärchen neben uns musterte uns interessiert.

„Sorry“, sagte ich bestimmt, zerrte seine Finger aus meinem Shirt,

„Bücherwürmer sind zwar keine Zwitter, wie ihre Brüder, die Bandwürmer, aber ich mache Sex doch lieber mit mir allein oder mit einem Partner, der mir passt. – Gute Nacht!“

Da zu erwarten war, dass er auch diesen Witz nicht verstand, ließ ich ihn einfach stehen und drängte mich eilig durch die vielen Menschen in dem breiten Flur, nahm die Treppe und hastete abwärts. Ohne zu zögern lief ich zur Bushaltestelle, winkte dann aber einem Taxi.

Erleichtert ließ ich mich in die abgewetzten Polster fallen. Einen Bus hätte ich nach diesem Abend nicht noch einmal ertragen. Alkohol und Adrenalin pulste durch mich hindurch. Ich fühlte mich merkwürdig, ein bisschen benutzt, aber auch stolz, dass ich die Szene problemlos abbrechen konnte und

erstaunlich belebt. IRA Opfer Nummer 3372 is still alive and back to life!

3

Den Rest der Woche verbrachte ich bei sonnigem Frühlingswetter gemütlich in Straßencafés, in den Einkaufsstraßen, badete in der Menge wo immer ich konnte, beobachtete die Menschen, genoss diese geballte Lebenskraft. Abends ging ich im Pub an der Ecke essen. Es tat so gut.

Daheim verwandelte ich das zweckmäßige Appartement in meine ganz persönliche Zuflucht und traf mich mit meinen britischen Kollegen, die wegen des Attentates noch nicht so viel mit mir zu tun gehabt hatten. Genau aus diesem Grund wollten sie mir jetzt mehr denn je meinen Start in London erleichtern. Ich fühlte mich so sicher und wohl, wie nie zuvor in meinem Leben. Was sollte mir noch passieren?

Allerdings währte meine naive Illusion nur diese eine Woche und genau so lange, wie mir beim Blick aus meinem Fenster auf die Straße ein Mann auffiel, der auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand und unverwandt zu den Fenstern meines Hauses herüber zu blicken schien.

Zuerst meinte ich, er warte darauf, dass irgendjemand herauskommen würde. Irgendeiner meiner unbekannten Nachbarn, doch keiner tauchte auf oder ich bemerkte es nicht. Auf die Idee bei der entsprechenden Person zu klingeln schien er nicht zu kommen.

Jeden Tag und Stunde um Stunde stand er dort und starrte herüber. Mit nur wenigen Ausnahmen sah ich ihn nicht an der Hauswand lehnen. Davon abgesehen, dass ich ihn anfangs für einen armen Irren hielt, fielen mir seine mehr als schulterlangen, kastanienroten Haare auf, die er mal zum Pferdeschwanz gebunden, mal offen im Wind trug und

es erstaunte mich sehr, denn er gehörte eindeutig zu den wenigen Männern, denen eine solche Haarpracht stand.

Wie gesagt, die ersten zwei, drei Tage machte ich mir keine großen Gedanken über ihn. Ich war selten daheim und konnte also nicht mit Gewissheit sagen, wie lange er tagsüber dort herumstand, meistens tat er mir irgendwie leid, wenn ich ihn beim Heimkommen entdeckte.

Mitte der folgenden Woche zwang ich mich dazu, stundenweise allein zu sein, denn auch das musste ich wieder lernen. Bisher hatte ich meine Zeit mit mir immer genossen, hatte mich selber sehr gut ertragen können, zumal ich ja auch meinen Hund bei mir hatte. Aber seit ich aus dem Krankenhaus entlassen worden war, hatte ich es tunlichst vermieden, länger als ein paar Stunden allein in dieser Wohnung zu verbringen.

Zu sehr fürchtete ich mich davor, dass die Erinnerungen an das Attentat und die Wochen danach mich in der Stille einholen könnten. Zimmerwände konnten bedrohlich eng werden. Also verbrachte ich die Tage mit putzen, aufräumen, dösen und mir selber genügen. Meine Augen wurden schnell müde, doch auch ein Buch brachte mir Entspannung, Musik hören, den Wolken am Fenster beim Wandern zuschauen. Kaffee trinken, Schokolade essen.

Es funktionierte erstaunlich gut und ich genoss die Ruhe mit jedem Tag mehr. Ich lieferte mir selber einen weiteren Beweis, dass ich meine Erlebnisse prima verkraftet hatte und keine Therapie gegen mein Trauma brauchte, wie mir mein behandelnder Psychologe im Krankenhaus dauernd weiß machen wollte.

Ich war stark genug und festen Willens, dass alles hier allein zu schaffen. Bekanntlich sollte man ja an den Herausforderungen wachsen und das Leben bot mir gerade eine super Gelegenheit dafür. Entsprechend wollte ich mich am folgenden Freitagabend für meine Leistung mit einem schönen Abendessen in Kensington belohnen.